ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 17 | **20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»** | **Zürich, den 15. September 1956**

Literatur

Um den Standort Getrud von Le Fort's in der Literatur der Gegenwart (Versuch einer Würdigung): 1. *Im Strom der Zeit:* moderne Literatur mündend in Existentialismus — dessen zweifache Linie: als ein Ende... als ein Anfang... das «Schweisstuch der Veronika» dies spiegelnd. — 2. *Die der Dichterin eigene Thematik*: das Corpus Christi mysticum als die einzige heute existierende Gestalt der Welt — Verbindung von Natur und Uebernatur — Analogie des Seins: s i m i l i t u d o und die daraus sich ergebende Möglichkeit des Gespräches mit Andersdenkenden — Troeltsch — (ein «offener Konvertit — den andern nicht mit der Monstranz erschlagen — weder mit Ablehnung noch mit Taufwasser gedankenlos umgehen) — m a i o r d i s s i m i l i t u d o überhöht durch das Kreuz — Przywara — der dritte Grad der Demut — 3. *Die dichterische Form ihrer Werke:* konsequent übersetzter Inhalt — ohne Aesthetizismus und ohne Tendenzdichtung — nicht dichten statt zu sein — Gedankenreime — ohne Vorläufer und ohne Nachfolger.

Politik

Umbruch in Polen: Ein Artikel von «Le Monde» über Polen — Nicht die Stunde *der* Wahrheit oder Wahrheiten wagen sich hervor — *der Moskauer Parteikongress* — ein Freiheitsrausch — die Täuschung der Gläubigen — Ansätze zur Demokratisierung — die *Posener Unruhen* — vorläufiger Sieg der Gemässigten — ihre Vertreter — ihre Erfolge und der Widerstand gegen Moskau — die Harten — Moskaus Duldung und warum — Gomulka der Mann der Zukunft — das Programm der Mitte — die *Lage der Kirche*: wenig Aussicht in jedem Fall.

Ex urbe et orbe

Zum Kölner Katholikentag: Der grösste und glanzvollste Katholikentag Deutschlands — trotzdem keine leere Demonstration — Tage des Gebetes — *Die Arbeitskreise:* das Kreuz der neuen Katholikentage — Fortschritte in ihrer Gestaltung — noch nicht Erreichtes: ihr Zeiptunkt — ihre Dauer — die «heissen Eisen» — die Einteilung der Kreise — *Die öffentlichen Versammlungen*: drei Kreise: eine Anregung Stadtpfarrer Hansslers — vom wahren und falschen Widerspruch — um die «Sicherung» des Christentums (R. Spaemann) — die wahre Kirche und der Evangelischen Christenheit schmerzlicher Widerspruch (Volk) - Hugo Rahners grosse Rede über die Asthenie der Kirche und Marga Klompés nüchterner Dynamismus — *Die Aussprachekreise*: ihre heilsame Funktion — Ein Beispiel: das geistige Gesicht Deutschlands und Frankreichs — die Sondernummer der «Dokumente» — eine Schlusserwägung.

Forum

Entgegnung auf «Ronchamp und die Folgen»: Das Gefühl von Senkrecht und Waagrecht nur *eine* Meinung — dagegen Auffassung der inneren Harmonie und Sicherheit — Seelisches Bewusstsein und psychisch Uebewusstes — reine Konstruktion und natürliches Wachstum — Le Corbusiers Kirchenbau und die Sicherheit, die er vermittelt — *Einzelheiten*: die «winzigen Löcher» — der Altar — die «absolute Bilderfeindlichkeit» — die Seitenkapellen — Ein berechtigter Einwand Prof. Birchlers — des Baues symbolische Ausdrucksfähigkeit — gelebte Frömmigkeit.

Gertrud von Le Fort zum 80. Geburtstag

Das Ende der dionysischen Geistigkeit, die sich in drei wohl verschiedenen, doch in sich wesensgleichen Ausprägungen von Nietzsches prometheischem Übermenschen über Stefan Georges ästhetisches Priestertum bis zu Rilkes Mythos von Orpheus und Narziss spannt, liegt im Existenzialismus[1]. Nicht ganz mit Unrecht, meint Paul Fechter, wird man einmal die ganze Epoche unter den einen Namen «Romantik» fassen. Eine geistige Linie, die Gertrud von Le Fort in ihrer Romangestalt «Enzio» zu dichterischem Leben erweckt hat. Auch heute noch besitzt sie ihre Geltung. So bleibt z. B. eigentlich auch ein Gottfried Benn, von den Rilke-Epigonen ganz zu schweigen, dieser Geistigkeit verbunden, seine Formen sind nur scheinbar neue. Ebenso ein Hermann Hesse; sein ganzes Werk liesse sich als epische Aufgliederung der «Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke» bezeichnen. Ernst Wiechert arbeitet zwar viel mit biblischen Themen, doch auch er bleibt ein schwermütiger Narziss. Thomas Manns dritter Humanismus ist nur ein «Zauberberg», der seines frappanten Formenspiels entzaubert die Leere einer immanenten «Welt ohne Transzendenz» hinterlässt[3]. Ein Ernst Jünger versuchte zwar «über die Linie» zu gelangen und stiess bereits in seinen ersten Nachkriegsschriften, vor allem den «Strahlungen», beachtlich weit über sie hinaus, doch fiel er im «Besuch auf Godenholm» wieder hinter sie zurück, um in den letzten Schriften keinen entscheidenden Vorstossversuch mehr zu unternehmen. Kafka ist wohl der einzige, der die kaum übersehbaren in- und ausländischen Reihen derer, die in seiner Nachfolge «auf Antwort warten», hinter sich lässt und in seiner Beweisführung, dass ein Leben in der «Abwesenheit Gottes» unmöglich wird[4], «über die Linie» vorgeht, um nicht mehr hinter sie zurückzufallen. Am weitesten – und deswegen gewinnt er auch heute immer mehr an Bedeutung – ist Georg Trakl vorangedrungen[5].

[1] Focke A.: «Dionysos und Christus», «Wissenschaft und Weltbild», April 1951.

[2] Holthusen: «Der unbehauste Mensch», Piper 1952.

[3] Holthusen: «Die Welt ohne Transzendenz», Ellermann 1949.

[4] Rochefort: «Kafka», Herold 1955.

[5] A. Focke: «Georg Trakl», Herold 1955.

Im existentialistisch-nihilistischen «Untergang» gewinnt er eine «Offenbarung». Er löst sich von der dionysischen Lebensphilosophie, er führt sie in ihre Apokalypse, in ihre eschatologischen Tiefen, wie sie Rilke selbst in seiner dritten Duineser Elegie schon angedeutet hat und wie sie bei Weinheber, Kafka, Kraus, Werfel u. a. deutlich werden.

An Trakl schliessen sich unmittelbar – selbstverständlich in einer geistigen Sinndeutung – die Konvertiten Graham Greene, Evelyn Waugh, T. S. Eliot. Es ist eine Konversion aus der Situation der Zeit heraus und schliesslich auch der Zeit selber, ohne die Zeit und ihre Situation zu verlassen. Unter ihnen steht im deutschen Raum Gertrud von Le Fort. Gerade ihr zweibändiges Hauptwerk «Das Schweisstuch der Veronika» führt uns diese ganze Entwicklung vor Augen. Es zeigt damit aber auch – ebenso die zuletzt genannten Namen –, dass dieses Münden in den Existenzialismus keineswegs ein Ende sein muss, sondern gleichfalls einen Anfang in sich schliessen kann. Man denke nur an Gabriel Marcel. Die Doppelgestalt des Enzio-Starossow bezeugt das. Starossows Lösung ist aus der Konsequenz seines Denkens der Selbstmord, nihilistischer Existenzialismus, Surrealismus, Sartre. Enzio findet zwar keinen Glauben – Gott sei Dank, das wäre nach allem Vorausgegangenen ein Kurzschluss! –, aber er erfährt die Wirklichkeit der Welt des Glaubens, wird erst an das «Tor des Himmels» geführt. (Wohin Heidegger gehört, wird noch zu entscheiden sein. Zwar versuchen einige Kritiker ihn voreilig auf die eine oder andere Seite in ihrem «Schema» festzulegen – ein sehr gängiges und beliebtes Verfahren –, doch ist es heute noch nicht entschieden, ob die «Mythologisierung der Wirklichkeit» in seinen letzten Schriften, anknüpfend an Rilke, Trakl und Hölderlin, in ein immanentes Neuheidentum oder in einen Theismus münden wird[6]. Kein Kritiker wird das entscheiden können, sondern er allein.)

Sicher haben wir in Deutschland auch einen Reinhold Schneider und Edzard Schaper. Sie «verkörpern das christliche Gewissen der Gegenwart» (Nigg), sind daher historisch oder moraltheologisch orientiert. Diese Orientierung fordert jedoch seinsmässige, ontologische und dogmatische Grundlagen, denen sie nur aufruhen kann. Wir wollen nicht behaupten, dass sie diese etwa nicht besässen, doch Gertrud von Le Fort nimmt diese Grundlagen zum ausdrücklichen Thema, welches sie in ihrem ersten Werk der «Hymnen an die Kirche» eindeutig beim Namen nennt: Corpus Christi Mysticum als die einzige heute existierende Gestalt der Welt. Es ist der neue Dionysos-Christus, der lebendige Weinstock, dem alles an- und eingegliedert ist. Ihm gilt ihre Konversion.

In ihren «Hymnen an die Kirche» und in jedem der folgenden Werke zeigt sie dann, dass sie mit ihrer Konversion zu diesem geheimnisvollen Leib Christi keineswegs alle Brücken hinter sich verbrennt, sondern ihre Konversion gerade eine solche «Brücke» darstellt, indem sie die Verbindung von der anima naturaliter christiana jedes Menschen zur anima supernaturaliter christiana des getauften Katholiken ganz im Sinne der Enzyklika Pius XII. «Mystici Corporis» herstellt. Sie führt die Natur aus ihrer «potentia oboedientialis» in die Übernatur[7], natürlich gesehen aus der Analogia entis, wie sie das vierte Laterankonzil formulierte «in tanta similitudine», übernatürlich gesehen aus der Sakramentalität mit ihren sichtbaren Zeichen und Formen. Das ist die Gestalt der Welt. Dadurch gewinnt ihre Dichtung einen weiten und offenen Charakter, es entsteht ein «offener Konvertit», der nicht alles, was vorher war, blindlings verdammt, sondern die Mannigfaltigkeit menschlichen Denkens und Ringens bejaht, da es ja der anima naturaliter christiana entspringt. Hier ist sie Schülerin ihres Lehrers Troeltsch. Sie vermag mit den Andersdenkenden im Gespräch zu bleiben («Papst aus dem Ghetto», «Magdeburgische Hochzeit») und sich auch offenen Fragen und ungelösten Problemen anzuvertrauen, gerät nicht in unnützen Streit mit der Freiheit des Denkens, denn «die Freiheit ist nicht gefährlich, wie wir glauben, aber der Streit ist es», verfällt keinem «doktrinären Radikalismus», wird nicht seelenloser Befehlsempfänger, sondern bleibt in allen ihren Gestalten denkender und frei entscheidender Mensch. Aus dem Katholizismus lässt sich eben kein totalitäres System machen. (Hier sehen wir, wie sie mitten in den Zeitfragen steht, trotz ihren meist historischen Themen, und ohne «aktuell» in einem journalistischen Sinn zu sein.) Es geht nicht an, den Andersdenkenden mit der Monstranz zu erschlagen, wie André Gide von Claudel sagt, und christliche Dichtung bedeutet nicht, Tendenzstücke zu schreiben (was anscheinend von einer gewissen katholischen (?) Literaturbetrachtung gefordert wird). Ihr Katholizismus macht frei und bleibt wahrhaft katholisch und lebt erst recht aus der Freiheit der Kinder Gottes. Das Bekenntnis zum abendländischen Christentum kann ein denkfaules Sichverkriechen, eine «ideologische Schildbürgerei», eine «unerträgliche Platitude» sein, wo es gedankenlos und selbstgerecht ausgesprochen wird. Nichts liegt ihr ferner als eine solche Haltung. Gerade vom sicheren Standpunkt des Glaubens aus – das andere zeugt nur von Unsicherheit – überblickt sie «offene Horizonte» und bewahrt in besonderer Weise die Verbindung zu unserer Zeit, die sie weder überschnell verdammt, noch sich ihr voreilig (um wie manche junge Kapläne um jeden Preis «aktuell» zu sein) ausliefert. Das ist der grosse Vorzug ihres Denkens, dass sie weder mit Ablehnung noch mit Taufwasser gedankenlos umgeht (denken wir an den Papst aus dem Ghetto, die Tochter Farinatas, Consolata, Unser Weg durch die Nacht). So war auch die Haltung der grossen christlichen abendländischen Tradition der Kirchenväter und der grossen mittelalterlichen Theologen[8]. Immer wieder finden wir in ihrer Dichtung Gestalten echten Menschentums, die «in voto», durch die «Begierdetaufe», dem Corpus Christi Mysticum zugehören.

Darüber vergisst die Dichterin aber keineswegs den zweiten Teil der Analogieformel «maior dissimilitudo», der im übernatürlichen Raum verschärft wird durch das Kreuz. Schon rein natürlich kann der Abgrund zu Gott nie überbrückt werden, der Mensch hat ihn jedoch durch die Sünde noch vertieft. Über ihn ist seither das Kreuz aufgerichtet. So ist es die «Frage nach dem Kreuz Christi», die die Kirche an die Welt, an jeden einzelnen Menschen und an ihre eigenen Vertreter, einschliesslich Papst, stellt und stellen muss, gesetzt zum Zeichen des Falles oder der Auferstehung, je nachdem man sich entscheidet. Das Gedankengut der Exerzitien des hl. Ignatius, besonders vermittelt durch Erich Przywara, ist hier in die Problemwelt der Dichterin eingegangen. Vor allem die Betrachtung über die zwei Banner, deren letzte Tiefe die Betrachtung über den dritten Grad der Demut darstellt. Diesen hat sie in ihrer thematisch wohl grossartigsten Novelle mit der Devise Karls V. zu formulieren versucht: «plus ultra». Nicht um den Durchschnitt, noch weniger um das, was darunter liegt, geht es ihr, sondern um das hochherzige «magis», die «maior» Dei gloria der Exerzitien. Darin liegt die entschiedenste Absage an das Banner des Satans und die innigste Nachfolge in das Kreuz Christi. Von hier aus lässt sich wiederum das ganze Werk aufrollen.[9] Man denke nur an Blanche de la Force, an die Jungfrau von Barby, an Tilly und den Jesuitenpater, an Tante Edelgart, vor allem an die letzte ungemein abgeklärte Novelle «Die Frau des Pilatus», und wiederum an Enzio und Veronika. Keinerlei Zwiespalt zwischen Rechts- und Liebeskirche soll heraufbeschworen werden (eine seichte Kritik zieht ihn an den Haaren herbei), sondern die beiden Möglichkeiten des dritten Grades der Demut stehen zur

[6] Hans Meyer: «Weltanschauungsprobleme der Gegenwart», Paulus-Verlag, Recklinghausen 1956.

[7] Karl Rahner: «Hörer des Wortes».

[8] Hans Urs von Balthasar: «Von den Aufgaben der katholischen Philosophie in der Zeit», «Annalen der phil. Gesellschaft Innerschweiz», Dezember/Januar 1946/47.

[9] A. Focke: «Gertrud von Le Fort», «Grosser Entschluss», Oktober 1956.

Diskussion (man lese nur einmal aufmerksam, was der Dechant und P. Angelo in grosser gegenseitiger Ehrfurcht voneinander sagen und was die «Frau des Pilatus» schmerzvoll einsieht), die Grossmut des «plus ultra», über das Mittelmass hinauszugehen, wird aufgerufen, um die vollkommene Nachfolge in das Kreuz Christi, die vollkommene Eingliederung in den mystischen Leib Christi zu gewinnen[10].

Die dichterische Form ist dann die konsequente Durchführung dieser «Ontologie», vielmehr konsequent in Form übersetzter Inhalt. Absage an jeden reinen Ästhetizismus einerseits, aber auch Absage an jede Tendenzdichtung, eben weil es ihr um das Sein geht; sie dichtet nicht, um sich das Sein zu ersparen, verfällt nicht der «Sünde des Dichters, zu dichten statt zu sein» (Kierkegaard). Ihre Konversion, ihre Werke nach der Diskussion um den «Kranz der Engel» sind der beste Beweis. Folgerichtig durchgeführte Analogie und Sakramentalität, ohne die ja schliesslich jede Kunst unmöglich wäre, führt sie zu dem ihrer Prosa-Lyrik besonders charakteristischen und ausgeprägten Gebrauch des Parallelismus in seinen verschiedenen Formen, am meisten beeinflusst von den biblischen Versen und Parabeln[11]. «Gedankenreime» sind es, wie wir heute die Parallelismen bezeichnen.

Wohl liesse sich Le Forts Dichtung mit anderen Richtungen der Literatur, vor allem des Symbolismus, in Beziehung setzen, doch letztlich steht sie «einzig» da, ohne Vorläufer und ohne Nachfolger. Auch Elisabeth Langgässers «Unauslöschliches Siegel» ist zu weit enfernt (an diesem könnte man vielleicht studieren, wie sehr Gertrud von Le Fort von «Situationsethik und Sündenmystik», den heute so beliebten und schnell angewandten Schlagworten, entfernt ist). In Deutschland wurde ihre Leistung weder durch Ernst Jünger noch durch Thomas Mann überschattet. Ihre «Hymnen an Deutschland» im Verein mit der «Magdeburgischen Hochzeit» und dem Aufsatz «Unser Weg durch die Nacht» laufen Ernst Jüngers Deutschtum den Rang ab, und der «Kranz der Engel» bewältigt die deutsche Katastrophe in und nach dem Zweiten Weltkrieg in einer von Jüngers diesbezüglichen Schriften nicht überbotenen Weise. Dieser «Kranz der Engel» ist im Letzten auch eine echtere Faustdichtung als Thomas Manns Dr. Faustus, ihr Geist ein echterer Parsifal als der des «Zauberbergs» (für den der Geist Parsifals von Mann selbst beansprucht wurde). Die relativ kurze Stelle über den Gesang der Karmeliterinnen zu Füssen des Schafotts erfasst den Geist der Musik tiefer als die seitenlangen theoretischen Konstruktionen Adrian Leverkühns. Auch was Gertrud von Le Fort grundsätzlich über Dichtung und Dichter zu sagen weiss, vermag Gottfried Benn in seinen Problemen der Lyrik nicht zu bewältigen. Heute, wo die Dichterin in ihr achtzigstes Lebensjahr eintritt, können wir uns solche Äusserungen, die sonst der Überschwänglichkeit verdächtig wären, ruhig gestatten.

Gertrud von Le Fort steht heute ebenso in der ersten Reihe der katholischen Weltliteratur und hat das neue Antlitz des Katholizismus mitgeformt[12]. Sie steht und besteht neben den Namen eines Bernanos, Claudel, Mauriac, Eliot u. a. bereits genannten. Sie ergänzt auch hier, wo z. B. ein Bernanos und Mauriac von der Moraltheologie orientiert sind, wo Claudels Christlichkeit in eine Krise geraten ist (Espiau de la Maëstre), durch ihre Ontologie und Dogmatik des Corpus Christi Mysticum, ohne die jede Moraltheologie unverständlich bleibt. Der mystische Leib Christi, der die Kirche ist, ist ihr die einzige Gestalt der Welt. Gertrud von Le Forts Bekenntnis, das sie mitten im «Widerstreit der Meinungen» um den «Kranz der Engel» dem Autor als Widmung in ein Buch geschrieben hat, gilt heute wie eh und je:

Die Stimme der Kirche spricht:
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle der Zeiten.
Ich bin ihr grosses Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.
Ich bin die Strasse aller ihrer Strassen, auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott.

Alfred Focke

[10] Vgl. die Ausführungen über die Jungfräulichkeit in «Die ewige Frau».

[11] Nic. Heinen: «Getrud von Le Fort», Luxemburg 1955.

[12] Vgl. die verschiedenen Ausführungen Theoderich Kampmanns.

Umbruch in Polen

Vor einigen Wochen veröffentlichte der ausgezeichnete polnische Korrespondent des Pariser «*Monde*», Ben, in dieser Zeitung eine Reihe von Artikeln, die den Titel führten «Polen im Augenblick der Wahrheit» (La Pologne à l'heure de la vérité). Der franko-israelische Journalist, der im von ihm geschilderten Lande geboren ist, der dessen Geschichte und Struktur kennt und der dank seiner Vertrautheit mit der polnischen Sprache durch direkten Kontakt Einblick in auswärtigen Berichterstattern sonst verschlossene Tatsachen und Zusammenhänge empfing, hat die Lage im allgemeinen zutreffend geschildert, wenn auch mit deutlicher Vorliebe für die Vertreter eines westwärts schielenden, gemässigten Nationalkommunismus, und ohne sich (von ein paar eiligen Schlussbemerkungen abgesehen) mit dem für Katholiken zentralen Problem auseinanderzusetzen.

Die «Stunde der Wahrheit»?

Eines aber müssen wir an seiner Darstellung als Hauptfehler hervorheben: die Stunde *der* Wahrheit hat in Polen (noch) nicht geschlagen. Der Zwang, etwas anderes zu sagen, als man eigentlich meint, ist keineswegs verschwunden und er wird fortdauern, so lange Mächte und Kräfte, Ideen und Systeme in Polen herrschen, die der Überzeugung einer erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung, die einen in manchem, die andern in vielem, die dritten in allem widerstreben; so lange das durch den Appell an die nackte Gewalt der Bajonette, ja der Tanks und der Flugzeuge geschieht, mag diese auch nur im äussersten Notfall eingesetzt werden. Der Wallenrodismus, des Sklaven Waffe gegen den überstarken Herrn, ist heute ein ebenso unentbehrliches Leitmotiv des politischen Lebens in Polen wie vor eineinviertel Jahrhunderten, als Mickiewicz der zweckgeheiligten Heuchelei, der Abscheu und Widerstandsbereitschaft tarnenden, scheinbaren Wohlgesinnung diesen Namen gab.

Nein, die Stunde *der* Wahrheit hat nicht geschlagen, doch *einige* Wahrheiten durften sich ans Tageslicht wagen, und das ist nicht wenig, mehr als man vor einigen Jahren zu hoffen gewagt hätte. Dabei hat es sich – dem Landeskundigen nicht unerwartet – gezeigt, dass Polen in allem Wesentlichen – wozu wir keineswegs die soziale und wirtschaftliche Ordnung vor dem Zweiten Weltkrieg zählen – sich gleich, seiner christlichen, abendländischen und nationalen Vergangenheit treu geblieben ist; dass zwar kein Umbruch denkbar scheint, der eine dünne Schicht Bevorrechteter wieder in ihre einstige Herrlichkeit, auf Kosten einer verelendeten, düster grollenden Masse zurückgeleitete; dass jedoch – auf dem Wege einer, stets durch den

möglichen Eingriff der integralen Kommunisten und ihrer sowjetischen Schirm gefährdeten, Evolution – mehr Freiheit auf religiösem, geistigem Gebiet für den abzuhegenden Bezirk der Familie und des Privatlebens und für Diskussionen im Rahmen der neuen Staatsordnung und ohne Verletzen einiger unantastbarer Tabus zu erringen sein mag.

Pessimistisch betrachten wir dagegen die wirtschaftlichen Chancen des Durchschnittspolen, diejenigen einer spürbaren Verbesserung des sozialistischen Plansystems, endlich die Aussicht auf ein Lockern der Bande, die das Land an die UdSSR ketten, da die drei auf der polnischen Gegenwart und nächsten Zukunft lastenden Hypotheken miteinander im unlösbaren Konnex stehen.

Zwei entscheidende Ereignisse in ihren Folgen

Der Moskauer Parteikongress

Man hat das alles an den Geschehnissen der letzten bewegten Monate erproben können. Nach dem 20. Kommunistischen Parteikongress in Moskau und dem von der polnischen öffentlichen Meinung als rätselhaft angesehenen Tod Bieruts bemächtigte sich zunächst der Intellektuellen ein wahrer Freiheitsrausch. Sie bekundeten nichts mehr von der lähmenden Angst, die sie so lange vor der «Bezpieka» – der politischen Geheimpolizei – gefühlt hatten; der Hass gegen das die Geistigen besonders drückende Willkür-Regime und die Sehnsucht nach Gedankenfreiheit brach sich mit elementarer Kraft Bahn. Es dauerte nur kurze Zeit, und die hellhörigen hundertprozentigen Triarier der PZPR (der marxistischen Einheitspartei) spürten aus den mündlichen und in der Presse veröffentlichten Äusserungen der Schriftsteller und Publizisten den Widerwillen gegen die gesamte kommunistische Diktatur heraus, der sich nur – man war eben in der Heimat des verhüllte Sprache gewohnten Wallenrodismus – des bisherigen Jargons bediente. Man zeterte gegen diesen oder jenen Beamten, am Ende gegen Minister, gegen dieses oder jenes Amt, gegen «Missbräuche», gegen Verletzung der «Sozialistischen Gesetzlichkeit»; und man wünschte das Regime samt seinem sowjetischen Beschützer zum Teufel.

Die Aufrichtigkeit gebietet uns, hinzuzufügen, dass viele Gläubige nun ebenfalls dazu neigten, die sogenannten «fortschrittlichen Katholiken» als kluge Politiker zu betrachten, denen – um weiland einen andern «fortschrittlichen Katholiken», den Bischof, Revolutionsmann, napoleonischen Grosswürdenträger und Diplomaten der Bourbonen, Talleyrand, zu zitieren – die Sprache dazu bestimmt schien, die eigentlichen Gedanken zu verbergen. Mit Augenzwinkern sagte man sich in camera caritatis, die vor Sozialismus, Russophilie und Entrüstung über antipolnische Vatikankreise überquellenden Sprossen der enteigneten Aristokratie vom «Pax»-Verlag und der repräsentativ aufgemachten neuen Wochenschrift «Kierunki» wollten, wie ihre weniger fromm etikettierten Kollegen aus liberaler, rechtssozialistischer, agrarischer oder gar nationalkommunistischer Sphäre, durch Verbeugung vor den drei Tabus (sozialistische Gesellschaft, Bündnis mit, das heisst Abhängigkeit von der UdSSR, leitende Rolle der PZPR und ihrer jeweiligen Führer), durch Achtung der drei Blümchen Rührmichnichtan im polnischen Paradies-Garten, bei der Rückkehr zum Westen, zum Parlamentarismus und zu einer echten, vor allem religiösen Freiheit den Katholiken die Mitarbeit sichern.

Ach, die köstliche Schneeschmelze in diesem Frühjahr 1956, da man im Sejm, dem Reichstag, frisch von der Leber redete, die Minister vor den Abgeordneten zitterten, die «Katholisch-sozialen» ihre fünf (unter über vierhundert) Stimmen gegen die die christliche Moral verletzenden Regierungsvorlagen abgaben!

Eine Amnestie öffnete Zehntausenden politischer «Verbrecher» die Gefängnispforten; die Mehrzahl der Entlassenen waren Männer und Frauen der antikommunistischen Widerstandsbewegung, gläubige Katholiken. Doch die Aufmerksamkeit wandte sich eher den weniger zahlreichen Nationalkommunisten zu, die mit ihrem Führer, den 1949 abgesägten Gomulka an der Spitze, binnen einiger Monate zu einer beträchtlichen politischen Macht wurden oder, um den Sachverhalt genauer auszudrücken, den Einfluss zurückgewannen, den sie auf Grund der Stimmung im kommunistischen Parteivolk nie hätten einbüssen sollen.

Die Posener Unruhen

Im Politbüro, das als oberste Partei-Instanz der PZPR zugleich die höchste Gewalt über Polen besitzt, und in der Regierung erfolgten Veränderungen, die den Vertretern eines gemässigten Kurses die Hegemonie verschafften. Zwar setzte Chruschtschew, der zu diesem Zweck eigens nach Warschau reiste – formell zur Teilnahme am Leichenbegängnis Bieruts –, die Wahl des «scharfen» Ochab zum ersten Parteisekretär durch, doch *der* Mann, der unter Bierut das Land faktisch regiert hatte, Jakub Berman, musste bald darauf aus dem Politbüro ausscheiden, als Erster Stellvertretender Ministerpräsident abtreten und seine sämtlichen Würden niederlegen. Der frühere Polizeiminister Radkiewicz, den man während einiger Zeit noch als Inhaber eines weniger wichtigen Portefeuilles in der Regierung geduldet hatte, lernt jetzt die Segnungen des totalitären Staates auf der zweiten Seite der Barriere, als Verfemter, kennen. Minc, Wirtschaftsdiktator von unbezweifelter Begabung, ist – schwerkrank und, wie es heisst, todgeweiht – ausgeschaltet. An die Stelle dieser drei Mitglieder des dreizehnköpfigen Partei-Olymps sind bei der Session des Zentralkomitees der PZPR, im Juli dieses Jahres, Vertreter der sogenannten Demokratisierung gekommen.

Das war die unmittelbare Folge der Posener Unruhen vom 28. Juni, deren Bedeutung für Polen und für die andern Volksdemokratien nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Dieser elementare Ausbruch der Verzweiflung über unerträgliche Lebensbedingungen hätte an und für sich sowohl den harten Stalinianern als auch den Verfechtern milderer Methoden als Argument zu dienen vermocht. Die einen würden an diesem bösen Beispiel dartun, dass Nachgiebigkeit und Ko-Existenzfimmel die besten kommunistischen Sitten verderben; dass der unterirdischen Propaganda der Reaktion auf diese Weise Tür und Tor geöffnet werden und dass die unaufgeklärten Volksmassen, zumal in Gegenden, wo der Klerus über «schädliches» Ansehen verfügt, nur durch grösste Strenge auf der eingeleisigen Bahn marxistischer Tugend festgehalten werden. Die andern betrachten die Streiks und ihre blutigen Epiloge als notwendiges Ergebnis des Waltens einer sturen, herzlosen Parteibürokratie, als Sichaufbäumen gegen unleidliche Entbehrungen und, während einiger Tage wurde das kaum verhehlt, als Protest der polnischen Sonderart gegenüber der Gleichschaltung auf das sowjetische Muster.

Die zweite Richtung hat, nach heftigen Zusammenstössen im Schosse der Parteileitung, vorerst gesiegt. Man bezeichnete die Beschwerden der Posener Arbeiter als berechtigt und verhiess, die begonnene «Demokratisierung» weiterhin zu betreiben.

Das heutige Kräfteverhältnis

Die «demokratische» Richtung

Hauptvorkämpfer dieser Auffassung sind der Vorsitzende des kollektiven Staatsoberhauptes *Aleksander Zawadzki* und der Ministerpräsident *Jozef Cyrankiewicz*. Der aufmerksame Beobachter merkt sofort, dass die Spitzen des staatlichen gegen den Leiter des parteikommunistischen Apparates auftreten. Woran nichts ändert, dass Zawadzki ein Veteran des polnischen Kommunismus ist, und dass Cyrankiewicz als Generalsekretär

der Sozialisten deren Vereinigung mit den Kommunisten entscheidend gefördert hat. Ein polnisches Sprichtwort sagt, die eigene Natur ziehe den Wolf in den Wald; der kultivierte Grossbürgerspross, Kanzleikollege des bis zuletzt antibolschewistischen Rechtssozialisten *Zulawski*, und westlich gebildete Krakauer Jurist wird innerlich nie dem Marxismus russischen Stils gewonnen werden. Mag er noch so oft seine Treue zur Sowjetunion und zur Partei Lenins beteuern, so entsinnen wir uns, wie er das hymnische Lob Stalins sang, wie er unter Bierut, obzwar formell Regierungschef, sich ganz in den Schatten drücken liess und dem in den Kulissen allmächtig wirkenden Berman wich, und wie er nun die Fehler des stalinschen Kurses anprangert, wie er mit Wonne half, Berman zu beseitigen.

Wir möchten freilich nicht so weit gehen, persönliche Motive und Sentimente, Ressentimente als einzige oder auch nur als bedeutendste Beweggründe *Cyrankiewiczs* zu vermuten. Sein klarer, politisch weitblikkender Kopf und sein aufrichtiger Patriotismus, neben einem brennenden Ehrgeiz die dominierenden Züge seines Charakters, legten ihm nahe, die günstige Konjunktur zu benutzen, um Polen ein wenig innere Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der UdSSR zu bescheren. Worin er mit A. Zawadzki umso eher einig ist, als beide die Notwendigkeit erkennen, den murrenden Massen in irgendetwas Ersatz für die kaum in fühlbarem Umfang zu verbessernde triste Wirtschaftslage zu bieten und die finanziell besser gestellten Intellektuellen durch umgrenzte Erlaubnis zum Schimpfen und zum Diskutieren für das Regime nachsichtiger zu stimmen. Das alles darf, selbstverständlich auch in der «Stunde der Wahrheit», auf polnischem Boden nur behutsam angedeutet werden. Freilich ist man dort darin geübt, die leisesten Anspielungen zu verstehen und sogar gewisse hergebrachte Formeln als Ankündigung des Gegenteils von dem zu begreifen, das sie zu besagen scheinen.

Cyrankiewicz und Zawadzki haben einen sehr begabten Dritten im Bunde gefunden, den ehemaligen Arbeiter *Edward Gierek*, der viele Jahre in Frankreich und Belgien lebte, dort als polizeibekannter Wühler galt, doch seither eine Entwicklung durchmachte, die ihn mit zum Befürworter gemässigter Methoden prägte. Er leitete die Untersuchung über die Posener Vorfälle. Bald darauf hielt er, wie schon erwähnt, Einzug ins Politbüro. Als vierten Moderado treffen wir dort nunmehr Aussenminister *Rapacki* an, auch einen ehemaligen Sozialisten aus gutem, sogar adeligem Haus, Enkel eines berühmten Theatermannes und Freund Cyrankiewiczs. Sodann *Roman Nowak*, wie Gierek ehemaliger Handarbeiter, der einen grossen Teil seines Daseins in der Fremde – Deutschland – verbrachte. Schon die Tatsache, dass er Bermans Nachfolger als Stellvertretender Erster Ministerpräsident wurde, bezeigt *Stawinski*, eines der neuen Ersatzmitglieder des Politbüros, als sicheren Anhänger Cyrankiewiczs, dem das andere Mitglied, der aus katholischem adeligem Milieu stammende *Jedrychowski*, ebenfalls zuneigt. Diesem äusserst vielseitigen und temperamentvollen einstigen Wilnaer Studenten aus der vom unvergesslichen Vorkämpfer eines sozialen Christentums, Dembinski, geführten Jungmännergruppe ist die Schlüsselposition eines Chefs des staatlichen Planungsamtes anvertraut worden, welchen Posten bisher der fanatische Kommunist Szyr, Minc's engster Gefährte, bekleidet hatte.

Die derzeitige Überlegenheit der Richtung Zawadzki-Cyrankiewicz findet auf allen Sektoren des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens ihre Bestätigung. Sie hat sich zuerst gegenüber Chruschtschew im März behauptet, obzwar damals die Berufung Ochabs das Gegenteil zu besagen schien. Doch sie hat eine weit schwierigere Feuerprobe nach den Posener Ereignissen bestanden, als Bulganin und Marschall Schukow in Warschau erschienen, diesmal unter dem Vorwand, als Gäste den Feiern aus Anlass des von der Volksrepublik neu eingeführten Nationalfestes am 22. Juli beizuwohnen.

Die sowjetischen Machthaber liessen es weder an Liebenswürdigkeiten und Versprechungen, noch an Drohungen fehlen. Sie fuhren im Land umher, mengten sich unter die teils aus Neugierde herbeigeeilten, teils im Namen der kommunistischen Pflicht aufgebotenen Volksmassen, schüttelten die Hände der Erwachsenen, küssten die Kinder, besichtigten Kolchose und historische Sehenswürdigkeiten, liessen sich über alles informieren, hielten Reden und sorgten dabei, dass der gleichzeitig tagende Kongress der PZPR auf ihre Wünsche gebührend Rücksicht nahm. Das ist nun zwar in bezug auf die Weltpolitik erfolgt; was jedoch die innere Entwicklung anbelangt, erwiesen sich die polnischen Kommunisten der Abschattung Cyrankiewicz als nackensteif. So missglückte es, den Befürworter eines scharfen Kurses, «General» Witaszewski – politischer Oberleiter des Verteidigungsministeriums –, ins Politbüro zu bringen. Die in Warschau gegebene offizielle Version über Ursache und Verlauf der Posener Erhebung wurde, gegenüber der Moskauer Lesart, aufrechterhalten, und man betonte, auf die «Demokratisierung» werde nicht verzichtet. Allerdings war das von soviel Verbeugungen nach Moskau und von soviel Liebeserklärungen an die Sowjetunion begleitet, dass wieder einmal eine Sternenstunde der Unwahrheit, der erheuchelten Gefühle schlug.

Moskau begnügte sich damit, am Rundfunk und in der Presse, mürrische Knurrtöne von sich zu geben, ohne darüber hinaus vor der Öffentlichkeit die Offensive gegen die schlimmen Kinder koexistentieller Laune zu ergreifen. Um so zäher verläuft der Kampf hinter den Kulissen.

Die «Harten»

Im Politbüro sind als «Harte» der Erste Sekretär *Ochab*, sein Freund *Mazur*, *Zenon Nowak* (nicht zu verwechseln mit dem neu dazugekommenen Roman) zu nennen. *Jozwiak* und *Zambrowski* halten sich zurück. *Minc* und *Dworakowski* sind durch ihre Krankheit sowie aus politischen Gründen ausgeschaltet. Auch Marschall *Rokossowski*, der Mann, dem in Polen die einzige reale Macht untersteht – das vorzügliche Heer samt Luftwaffe und Marine –, bewahrt seine Reserve, allerdings deshalb, weil er, der eigentliche Vollstrecker der Moskauer Befehle, sich solange nicht in die Politik einmengt, als er nicht dazu beauftragt wird.

Und der Kreml wartet zu.

Warum? Zunächst aus Gründen der Weltpolitik. Die Sowjetunion möchte die Leitsätze ihrer augenblicklichen Propaganda der Entspannung und der auf Selbständigkeit der Nationen beruhenden Koexistenz kaum durch allzu sichtbares, allzu brutales Eingreifen in Polen kompromittieren. Sodann, weil die Moskauer Staatslenker zutiefst davon überzeugt sind, dass sich der milde Kurs oder eher die halbschächtige Demokratisierung eines kommunistisch gelenkten Satellitenstaates von selbst ad absurdum führen müsse. Man rechnet damit, dass Zawadzki und Cyrankiewicz mit ihren sanfteren Methoden so wenig an den wirtschaftlichen Nöten der polnischen Bevölkerung etwas zu bessern vermögen, wie vor ihnen Bierut, Berman und Minc. Die gemässigte Mitte wird, nach Ansicht der russischen Spezialisten, in nicht zu ferner Frist abwirtschaften.

Die «Rechte»

Inzwischen hat man Zeit, sich im Kreml darüber schlüssig zu werden, ob hernach eine Rückkehr zu straffem Anziehen der Zügel ratsam sein wird, also eine Wendung nach ganz links, oder ob es sich, in kühnem Sprung, empfähle, es mit der Partei-Rechten, mit dem nunmehr rehabilitierten *Gomulka*, zu versuchen.

Die Erfahrungen mit Tito könnten es den sowjetischen Machthabern nahelegen, sich mit dessen polnischem Pendant zu verständigen. Das hiesse freilich, im Innern den Polen, beziehungsweise der nationalkommunistischen und ein wenig liberalisierenden Nuance, die dann die Führung hätte, Freiheit zuzugestehen, ihre eigenen «Wege zum Sozialismus» zu wandeln. Die «Specifica» Polens, denen Bulganin erst jüngst die Daseinsberechtigung geleugnet hatte, würden auch in der UdSSR geachtet werden. Dafür könnte man sich dort eher auf die weltpolitische Gemeinschaft mit einer polnischen Volksdemokratie verlassen als bisher. Gomulka wie Tito gingen im entscheidenden Moment, bei internationalen Krisen, durch dick und dünn mit der kommunistischen Vormacht. Und Gomulka hätte in seiner Heimat weit mehr Anhänger hinter sich als Cyrankiewicz und Zawadzki oder gar als Ochab. Er ist auch die einzige Persönlichkeit von grossem Format, die bei den polnischen Kommunisten vorhanden ist.

Doch vorerst ist man mit ihm nur bis zu einleitenden Verhandlungen gekommen. Von seinen beiden Hauptmitarbeitern, General *Spychalsky* und *Kliszko*, hat der eine die Anwartschaft auf einen Ministerposten, der andere ist, binnen eines Halbjahres, vom Gefängnis ins Büro des Vizeministers der Justiz übersiedelt. Währenddessen stehen die Gruppen der Mitte und der Linken innerhalb der PZPR einander gegenüber.

Die Nationale Front

Vorläufig letzte Episode der polnischen Innenpolitik ist das Bemühen, die reine Parteiherrschaft der marxistischen Einheitspartei durch eine Nationale Front zu ersetzen, die wenigstens einige Anzeichen einer echten Parteienkoalition bietet. Wir irren kaum, wenn wir darin zugleich einen Versuch Zwadzkis und Cyrankiewicz' erblicken, Gomulka zuvorzukommen und sich als Führer nicht nur der PZPR, sondern auch breiter nichtkommunistischer Massen und intellektueller Kreise zu legitimieren. Die Nationale Front existiert, auf dem Papier, schon seit mehreren Jahren. Doch unter Bierut war sie ein Scheinwesen, das nur zum Zweck der Durchführung spektakulärer Reichstagswahlen gegründet worden war und das seither keine Lebenszeichen von sich gab. Jetzt soll aus dieser Organisation ein tätiges Gebilde werden.

Im heurigen Dezember finden neuerlich Wahlen zum Sejm statt. Diesmal möchten die am Staatsruder befindlichen Männer der PZPR-Mitte die gleichgeschalteten beiden andern erlaubten Parteien – Agrarische Volkspartei und Demokraten – und eine katholische Fraktion zu einer Koalition vereinen, in der auch den Nichtkommunisten einiger Einfluss zugestanden wäre. So weit, so gut. Die Unaufrichtigkeit beginnt aber wieder, wenn man das *Programm* betrachtet, das im Aufruf vom 14. August bereits im wesentlichen umrissen vorliegt. Dessen Kernpunkte sind: Vermehrung des Realeinkommens um ein Drittel, Bau von 1 200 000 Wohnräumen, «Demokratisierung», Dezentralisation des Behördeapparates, wirkliche Teilnahme der Arbeiter, Bauern und geistig Schaffenden an der Verwaltung des Landes, Verstärkung der Volksgerechtigkeit, Sicherung der persönlichen Freiheit, Einfluss der Belegschaften auf das Gebahren ihrer Arbeitsstelle und materielle Beteiligung an deren Ertrag, erhöhter Anreiz für die Bauern, in der Landwirtschaft mehr zu leisten, Beseitigung der Hemmnisse des Handwerks. Mit diesem Programm könnte jeder Pole einverstanden sein, obzwar er sich skeptisch dessen entsinnen mag, dass ihm schon so oft schöne und nie erfüllte Versprechungen gegeben wurden. Es hat ferner zweifellos Beifall geweckt, dass der Vorsitzende des kollektiven Staatsoberhauptes, Zawadzki, die Leitung der Nationalen Front selbst übernahm. Auch er verkündete: «Die Sache der Solidarität und Freundschaft zwischen Polen und der Sowjetunion, der unzerstörbaren Einheit und Geschlossenheit unseres sozialistischen Lagers auf der Grundlage der uns verbindenden ideologischen Einheit war, ist und wird sein die unerschütterliche Basis einer Garantie für unsere Unabhängigkeit und für unsere Sicherheit.» Derlei aussenpolitische Verbündung liessen sich wohl die meisten Polen gefallen, wären sie nur der vollen Selbständigkeit nach Innen gewiss. Die aber ist nicht verbürgt. Die wirtschaftlichen Aussichten sind düster, und als dritter Stein des Anstosses sperrt nach wie vor den Weg die unbefriedigende Situation der Kirche und der Religion überhaupt.

Die Lage der Kirche

Über diese Punkte aufrichtig und ohne Vorbehalt, ohne Verschönerung die Meinung zu bekennen, ist in Polen heute ebenso unmöglich wie in der Ära des schlimmsten stalinschen Drucks. Nun begreifen wir ohne weiteres, dass man der breiten Öffentlichkeit die betrübliche Wahrheit über die nächsten wirtschaftlichen Aussichten verschweigt. Offen zu gestehen, dass Jahre der Not und der Bedrängnis vor den Bewohnern von Stadt und Land liegen, ehe man die bisherigen Sünden der Überindustrialisierung, des Abwürgens von Handwerk und Gewerbe, des Erstickens der Privatinitiative überwinden kann, das hätte allgemeine Entmutigung, Unruhen und zuletzt einen noch stärkeren Niedergang der Wirtschaft zur Folge. Es scheint gleichermassen undenkbar, dass ein von Marxisten geleitetes Regime dem privaten Handel jene Rolle zubilligt, ohne die eine klaglose Güterversorgung nicht geschehen kann. Zum Zweiten: es steht nicht in der Macht der polnischen Staatsführer, das Mass der Abhängigkeit von der Sowjetunion einseitig zu bestimmen. Sie können nicht mehr, als durch diplomatisches Geschick und Ausnützung der jeweiligen Weltlage den Kreml in dessen wohlverstandenem eigenem Interesse dazu bewegen, Polen seinen besonderen Weg beschreiten zu lassen. Wir dürfen feststellen, dass sie sich darum bemühen und dass auf den Sektoren der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst, in bescheidenerem Umfang auch auf dem der Presse, grössere Meinungsfreiheit bewilligt wird als zuvor. Eines aber müssen wir mit Betrübnis und aufs entschiedenste hervorheben: gegenüber Kirche und Religion verhalten sich Rechte, Mitte und Linke der PZPR, also des heutigen Regimes, ungefähr gleich kühl und abgeneigt.

Das Heranziehen katholischer oder sich so nennender Politiker zur Nationalen Front, ihre Wahl in den Sejm, ja ihre Ernennung auf sekundäre Staatsposten (wovon man seit einiger Zeit spricht, ohne dass diese Gerüchte bereits Wahrheit geworden wären), alles das ist bedeutungslos gegenüber folgenden Grundtatsachen: Kardinal Wyszynski ist noch immer an der Ausübung seiner Primatialrechte behindert; der Kirche wird Freiheit der Kultübung und dem «fortschrittlichen» – das heisst dem fügsamen – Teil des Klerus wird darüber hinaus eine gewisse kulturelle und karitative Wirksamkeit gestattet, doch Episkopat und Geistlichkeit sind eng überwacht; das ominöse Dekret, kraft dessen der Staat sein Placet für jede Ernennung zu einem kirchlichen Amt fordert, ist in voller Geltung; vor allem aber, der Staat betont seinen religionslosen Charakter, die gesamte Jugenderziehung und der Unterricht sind auf den Prinzipien des Materialismus aufgebaut und die religiöse Erziehung wird in jeder Weise gehemmt; überzeugte und aufrechte Katholiken sind von jeder Verwendung auf höheren oder gar auf leitenden Staatsposten ausgeschlossen (einstmals praktizierende Katholiken wie Jedrychowski, der Vizeaussenminister Naszkowski sind längst, als Kommunisten, der Religion entfremdet); die katholische Presse ist gleichgeschaltet, soweit das Politische in Frage kommt; von kirchlichen Feiern nimmt das amtliche Polen keine Notiz. Diese Beschwerdeliste ist nun aus einem Lande zu melden, in dem nicht etwa nur die erdrückende Mehrzahl der Einwohner, sondern auch die der kommunistischen Parteimitglieder überzeugte Katholiken geblieben sind. Ein Blick auf die Tageszeitungen genügt, um zu merken, dass soviel wie alle Parten, mit Ausnahme der offiziellen, im christlichen Stil gehalten sind und ein christliches Begräbnis anzeigen. Erst jüngst war bei den Jubiläumsfeiern für den hl. Ignatius von Loyola eine gewaltige Teilnahme der Bevölkerung zu beobachten, während wiederum die nicht als katholisch abgestempelte Presse von diesem Gedenktag keine Notiz nahm. Am ärgsten sind jedoch zwei Dinge zu bewerten: die kalte Verachtung, die Feindseligkeit, die seitens der massgebenden Männer, der regierenden Partei und des Staates gegenüber dem Katholizismus obwalten, dann die Infiltration eines mit dem Wesen dieser unserer Religion unvereinbaren marxistischen Gedankengutes, die sich bei gläubigen – und gutgläubigen – Intellektuellen und bei der im neuen Polen erzogenen Jugend zeigt.

Immer wieder betonen die Machthaber, dass die Kirche ihre Gottesdienste ungestört abhalten dürfe, dass der Staat finanzielle Unterstützung zum Wiederaufbau zerstörter Heiligtümer gewährt, dass man die religiöse Überzeugung der Staatsbürger respektiere. Damit werden indessen Ausfälle gegen den

Vatikan verbunden; Katholiken, die grundsätzlich den Sozialismus ablehnen, prangert man als reaktionäre Feinde des Staates, der Nation, ja der Menschheit an. Und die christliche Moral wird amtlich ignoriert oder als unnatürlich abgetan, wie vor einigen Monaten, als die generelle Erlaubnis zur Schwangerschaftsunterbrechung Gesetz wurde. Sogar aus den Worten, mit denen sich Cyrankiewicz zu einem angelsächsischen Journalisten über eine Verständigung mit der Kurie äusserte, leuchten Unverständnis für das Wesen des Katholizismus und heftige Antipathie gegen ihn hervor. Dass die «Harten» um Ochab nicht freundlicher über die Religion denken, ist klar. Doch selbst von Gomulka dürfte man nicht mehr als ein paar knappe Zugeständnisse auf dem politischen Sektor – wahrscheinlich die Freilassung Kardinal Wyszynskis, die Anerkennung eines Einflusses der Bischöfe auf die katholische Partei der Zukunft, höchstens noch inoffizielle Fühlungsversuche mit dem Vatikan – erwarten. Der unchristliche, antichristliche Geist des Regimes bleibt bestehen. Es ist sehr bedauerlich, dass gerade hierin Erklärungen und innere Gesinnung der Machthaber sich decken; dass Wahrheit nur auf einem Terrain herrscht, wo die materialistische Unwahrheit triumphiert. Damit sind die Grenzen gezogen, die einem – sonst in vielem angebahnten – politisch-kulturellen Umbruch in Polen gesetzt sind; sie greifen allerdings auch auf das wirtschaftliche Gebiet über, wo man vom sozialistischen System nicht abrückt, freilich bereit scheint, unter verhüllender Terminologie der Privatinitiative wieder einen kleinen Spielraum zuzubilligen. Sofern und solange nämlich der Grosse Bruder, die Grossen Brüder im Kreml, dagegen keinen von entsprechenden Drohungen und Massnahmen begleiteten Protest erheben. Denn, und das ist das derzeit unwandelbare Leitmotiv der polnischen Symphonie (oder mitunter Kakophonie): nichts Wesentliches kann im Weichsellande ohne, geschweige gegen die Sowjetunion geschehen. Womit das letzte Wort über die Möglichkeit eines durchgreifenden Umbruchs im heutigen Polen gesprochen ist.

Zyrill Boldirer

Zum Kölner Katholikentag

Vom 29. August bis zum 2. September beging das katholische Deutschland (und unter Deutschland verstehen wir hier das westliche wie das östliche Deutschland) seinen 77. Katholikentag, mit dem die feierliche Eröffnung des durch den Krieg schwer mitgenommenen Kölner Domes sich verband, einer Kirche, die mit dem Volk jener Stadt trotz ihres kaum 100jährigen Alters, so innig verwachsen ist, dass wir uns kaum eine Vorstellung davon machen können.

Die lange und ruhmvolle Reihe der Katholikentage – sie sind, wenn man ihre Bedeutung für den deutschen Katholizismus betrachtet, eine deutsche Eigenart, die in andern Ländern Europas keine Parallele findet – hat damit einen Höhepunkt und wohl auch eine Grenze erreicht, die sich nicht mehr überschreiten lässt. Nie hat ein deutscher Katholikentag eine solche Teilnehmerzahl aufgewiesen (es waren wohl über 800 000, davon fast 30 000 aus den Gebieten der DDR, die dem Besuch keinerlei Hindernisse bereitete); es sprach in öffentlichen Versammlungen eine solche Anzahl prominenter und bestausgewiesener Redner (des geistlichen und weltlichen Standes, der älteren und jüngeren Generation, des In- und Auslandes), wie sie nie in einer kirchlichen Veranstaltung Deutschlands, zusammengedrängt auf so kurze Zeit und so engen Raum, aufgetreten ist; zugleich wurde eine solche Fülle von gleichsam am Rand liegenden Erlebnissen dem Besucher geboten (Einweihung von Kirchen und neuerrichteten Siedlungen, wir nennen von mehreren nur die Stegerwald-Siedlung in Köln-Deutz, die zu der Schweiz in besonderer Beziehung steht durch die einstige Hilfsaktion der christlichen Nothilfe; verschiedene, *Ausstellungen* für die katholischen Missionen, Kirchenbauten, Christus und Maria in der deutschen Kunst der Gotik, zehn Jahre katholische Siedlungsarbeit u.a.; Vorführung christlicher Filme und Theater), dass es einem Einzelnen schlechthin unmöglich war, alles auch nur flüchtig zu besichtigen oder mitzuerleben. Es war dies natürlich auch gar nicht die Absicht der Veranstalter, sondern man konnte schon allein durch die Gleichzeitigkeit vieler Veranstaltungen deutlich das Bestreben der *Dezentralisation* in allen sogenannten «Beigaben» feststellen, eine hier erstmals beobachtete Massnahme, von der weiter unten noch etwas gesagt sein soll. Jetzt mag es genügen, auf die einzigartige Fülle dieser katholischen Selbstdarstellung hingewiesen zu haben.

Vielleicht wird man nach dem Gesagten den Eindruck erhalten, man habe des Äussern und Glanzvollen zu viel getan. Ein naheliegender Einwand, den schon im voraus ein Blick auf das Programm unwillkürlich wachrufen musste. Tatsächlich jedoch wird jeder, der diese Tage aufmerksam mitmachte, sagen müssen, dass die Gefahr der Zerstreuung und Veräusserlichung sich nicht – vielleicht gerade wegen der starken Dezentralisation – verwirklichte. Ein Gang des Nachts – noch des dritten Tages – durch die vielen Kirchen des «deutschen Rom», vermittelte einem das weitaus eindrucksvollste Erlebnis dieses Katholikentages: da knieten die Menschen aus Ost und West und beteten still. Sie wussten, auch auf viele Kirchen verteilt, sich einig in der einen Kirche Jesu Christi, der in ihr wohnt und dessen lebendiger Tempel sie ist. Dieses halbverborgene «Zeichen der Kirche», der betenden Kirche, das niemand organisiert hatte und das doch da war und sichtbar war für den, der darnach suchte, war ohne Zweifel das glaubwürdigste von allen.

Doch betrachten wir, nach diesem allgemeinen Erscheinungsbild, die einzelnen Teile genauer. Man wird dies am leichtesten und sachgerechtesten in drei deutlich voneinander abzuhebenden Kreisen tun, in die dieser Katholikentag sich aufgliederte: Die Arbeitskreise, die Grossveranstaltungen, die Aussprachekreise und Gruppenveranstaltungen.

Die Arbeitskreise

Die Arbeitskreise sind bekanntlich seit einigen Jahren schon das Kreuz der Katholikentage. Ihre Aufgabe sollte es sein, nach Fachgebieten aufgeteilt, die heutige Lage des deutschen Katholizismus durchzusprechen, konkrete Stellungnahmen zu schwebenden Fragen nach innen und nach aussen zu erarbeiten, ein praktisches Programm für die nächstliegende Zukunft fertigzustellen, durch das die verschiedenen Organisationen und Lebensbereiche einander ergänzend zu einem einheitlichen und ganzheitlichen Handeln gelangen. Ein Ziel, das ihnen in den letzten Jahren nur ungenügend, um nicht zu sagen, gar nicht gelungen ist.

Über die Gründe dieses Ungenügens ist jeweils nach den Katholikentagen viel geschrieben und disputiert worden. Wir wollen diese Auseinandersetzung hier nicht wieder ausbreiten. Vermerkt sei lediglich der Fortschritt dieses Katholikentages, sowie einige Bemerkungen über das, was noch nicht erreicht wurde, soweit sich jetzt schon dazu etwas sagen lässt.

Der Fortschritt bestand darin, dass die Arbeitskreise auf eine feste Anzahl von Teilnehmern (etwa 50 in jeder der 15 Grup-

pen) beschränkt wurden. So konnten sie nicht zu jenen Volksversammlungen anwachsen, die sich in anderen Jahren gebildet hatten, denen man dann entweder eine Lehre der Grundbegriffe vorlegen musste, oder die von einigen redegewandten aber einsamen Einzelgängern nur zu leicht als endlich sich bietende Gelegenheit, das Herz auszuschütten, verwendet wurden, bei denen es aber unmöglich war, zu konkreten und einheitlichen Ergebnissen zu gelangen. Auch dass zunächst die Öffentlichkeit zu den Arbeitskreisen keinen Zutritt hatte, kann wohl als wenigstens relative Verbesserung angesprochen werden. Endlich legte man die Arbeitskreise unmittelbar vor die eigentlichen Feiertage, damit die Aufmerksamkeit der Versammelten durch nichts abgelenkt werde.

Das alles waren zweifellos Schritte vorwärts im Sinn der an dieser Einrichtung vielfach geübten Kritik.

Vielleicht waren sie noch zu klein und müssen sie durch weitere ergänzt werden: anderthalb Tage genügen in keiner Weise, um ernste Fragen wirklich durchzuberaten, wenn es sich um die Begegnung von Menschen und Gruppen handelt, die sich nur selten treffen und aus sehr verschiedenen Situationen kommen. Unmittelbar vor den öffentlichen Kundgebungen scheinen diese Tage ausserdem schlecht angesetzt, denn ihre Ergebnisse sollen, wie man mitteilte, erst in drei Monaten reif zur Veröffentlichung sein. Sie können also auf die öffentlichen Kundgebungen keinen Einfluss nehmen. Man wird sie darum weit nützlicher einige Monate vor «*den*» Katholikentag legen, so dass dieser dann, obwohl zeitlich weiter von den Arbeitskreisen entfernt, doch innerlich weit mehr mit ihnen verbunden sein kann, indem er deren Ergebnisse nun aller Öffentlichkeit kundtut. Diese Ansicht war unter den Teilnehmern geradezu einhellig.

Inhaltlich hat man absichtlich von der Behandlung sogenannter «heisser Eisen» wie Wiedervereinigung, allgemeine Wehrdienstpflicht, Konkordat, Atomkraftverwendung und ähnlicher Fragen, im Gegensatz zum evangelischen Kirchentag, Abstand genommen in der Meinung, dass diese Fragen «noch nicht reif» seien. An sich möchte man ja meinen, dass ein heisses Eisen eben dann «reif» ist, wenn es «heiss» ist, und nicht dann, wenn es sich wieder abgekühlt hat und nicht mehr geschmiedet werden kann. Ausserdem wäre vielleicht zu bedenken, dass ein Katholikentag zwar wohlüberlegt und verantwortungsbewusst handeln soll, aber doch keine unwiderruflichen Lehrentscheidungen zu treffen hat. Er muss ein wenig die Rolle des Hundes spielen können, der dem Jäger *voraus*läuft und die Beute herbeiholt; ist er nur nachlaufender Tross der unfehlbaren Entscheidungen, hat er seine Aufgabe verfehlt. Arme Kirche, in der alle Jäger sein wollen und keiner den Hund machen will...

Von den Arbeiten der einzelnen Kreise ist es nach dem Gesagten noch zu früh, etwas Definitives zu sagen. Nicht allseits war man zufrieden. Viel zu viel bewegte man sich noch in allgemein Grundsätzlichem und dessen langatmiger abstrakter Darlegung, anstatt mutig die konkrete Lage aufzugreifen. Vielleicht ist daran nicht zuletzt die wenig sich nach dem wirklichen Leben, sondern fast einzig nach abstrakten Prinzipien richtende Einteilung dieser Kreise schuld und ihre starre Abkapselung voneinander. Je nach der praktischen Frage, die man behandeln will, gehören eben Leute aus ganz verschiedenen «Sachgebieten» in *ein und dasselbe* Gremium hinein und gerade die Herkunft aus den verschiedenen *Sach*bereichen kann erst eine wirklich lebensnahe praktische Lösung erarbeiten. Dazu freilich wäre eine sehr detaillierte und sorgfältige Vorbereitung erforderlich, sowie – damit nicht ein Kramladen wild durcheinander gewürfelter «praktischer Fragen», deren Zahl unendlich ist, entsteht – eine wohldurchdachte vorherige Auswahl der Probleme, die mit dem Gesamtthema des Katholikentages in besonderem Zusammenhang stehen. Nun, von all dem war in Köln noch nicht allzu viel zu bemerken. Vielleicht wird nun die *Verarbeitung* der Arbeitskreise in diesem Sinn wirken. Sie wird das bestimmt versuchen. Aber man muss dazu bemerken, dass dies der gerade umgekehrte Prozess von dem ist, was ideal wäre, denn nicht zur Lösung abstrakt prinzipieller Fragen sind diese Arbeitskreise nützlich und notwendig (dazu würde sich ein Kreis von Fachgelehrten sicher viel besser eignen!), aber die praktische Anwendung der abstrakten Grundsätze im Leben wird weit besser durch Menschen besorgt, die täglich mit des Lebens Not, sei es in der Familie, in der Arbeit, in der Publizistik oder in welchem *Lebens*bereich auch immer, zu tun haben. Ihre Sache also ist die Auffindung der praktisch gangbaren Lösung, und nicht umgekehrt.

Die öffentlichen Versammlungen

Das bisher Erwähnte muss sich jeder vor Augen halten, der vielleicht vom Ausland her diesen Katholikentag besuchte (es waren ohne Zweifel weit mehr Ausländer da als je) in der Erwartung, hier eine Kundgebung mitzuerleben, die den früheren sogenannten «klassischen» Katholikentagen entsprechen werde. Das heisst also, einen Katholikentag mit Programmentwürfen, Resolutionen, Stellungnahmen zu akuten Fragen, kurz alles das, was ein konkretes Bild von der heutigen Lage des Katholizismus im öffentlichen Leben vermitteln würde. Von alldem wurde bewusst und gewollt in Köln Abstand genommen. Angesichts der vielen Teilnehmer aus dem Osten, deren Lage ja fast in allen Dingen eine völlig andere ist als die der Teilnehmer des Westens, muss dieser Entschluss auch als ein fast notwendiges Übel anerkannt und gebilligt werden. Es gibt eben kein einheitliches Deutschland zur Stunde und wo es noch praktische Fragen gibt, die man gemeinsam beraten und lösen könnte, ist es für jene, die in den Osten zurückgehen sollen, nicht ungefährlich und jedenfalls nicht klug, dies öffentlich zu tun. So hat man sich also darauf beschränkt, das grosse Thema: «Die Kirche als Zeichen unter den Völkern» mehr grundsätzlich in den grossen Kundgebungen den Versammelten zum Erlebnis werden zu lassen. Wie schon erwähnt, hat man dazu grösstenteils Redner ausgewählt, die nicht nur ein sehr hohes Niveau zu halten wussten, sondern zugleich auch wirklich glanzvolle Redner im besten Sinn des Wortes waren. In drei Kreise teilten sich die je drei Redner der Hauptversammlungen ihre Aufgabe. Die ersten hatten von der Kirche als dem Zeichen Gottes unter den Völkern zu reden; die zweiten von dem Widerspruch gegen dieses Zeichen; die dritten von der Kraft Gottes in unserer Schwachheit. Dabei fiel die schwerste Aufgabe ohne Zweifel den ersten zu, wenn sie den folgenden nicht das Thema vorwegnehmen wollten.

Am eindruckvollsten waren hier wohl Stadtpfarrer Hansslers Ausführungen, der ausgehend von den äusserlich sichtbaren Zeichen Gottes an seiner Kirche, wie sie das Vatikanum umschrieben hat (Fruchtbarkeit, Heiligkeit, Verbreitung), die er vor allem an der heutigen Zeit aufzeigte, in ihr Inneres eindrang, das nur dem Auge des Glaubens erschaubar ist, wo er Christus selbst als lebend in seiner Kirche aufwies, der den Menschen sich selbst, das heisst seinem Egoismus, entreisst durch die Busse. Die Kirche somit als Zeichen der Busse, die uns im Herrn zur Freiheit befreit. Damit waren Hansslers Ausführungen aller möglichen Missdeutung entrückt und er konnte von hier aus auch ein mutiges Wort zum Heilsauftrag der Kirche in die Welt bis zur Technik, «die darauf wartet, geheiligt zu werden», sprechen: «Die Kirche ist dem geschichtlichen Leben aufs innigste verbunden und also jeder neuen Gegenwart neu. Das gilt es heute zu sehen und hier gilt es, noch viel zu lernen, denn es scheint nicht, dass wir in Deutschland heute dafür schon sehr empfänglich wären, wie etwa im letzten Jahrhundert mehr als alle andern Newman dafür empfänglich war. Welche Freude wäre es daher, wenn wir hoffen dürften, ihm eines Tages als den wegweisenden Heiligen für die Aufgaben unserer Zeit zu verehren!» Das war eine prak-

tische mutige Anregung, die hoffentlich nicht untergeht unter den vielen Worten dieses Katholikentages.

Zum zweiten Thema war es ein Laie, Dr. Robert Spaemann, Münster (er ist eben daran, sich an der dortigen Universität zu habilitieren), der eine aufrüttelnde, man möchte sagen Predigt über den Widerspruch gegen die Kirche hielt, indem er «notwendigen» Widerspruch, der zum Zeichen unserer Treue wird, jeweils einem anscheinend ähnlichen Widerspruch gegenüberstellte, der aber vielmehr ein Zeichen unserer Untreue ist und nicht ein Widerspruch gegen Gottes Zeichen. Ein Beispiel wollen wir anführen. Nachdem er von dem echten und falschen Widerspruch gegen die Machtansprüche der Kirche gehandelt, fährt er fort:

«Meine Freunde, es gibt Menschen, die von dem Gedanken der *Sicherung des Christentums* und der Kirche um jeden Preis auf eine Weise erfüllt sind, die Jesus kleingläubig nannte... Diese Christen verzehren sich in Gedanken, wie wir unsere Position im öffentlichen Leben verbessern können, wie wir es machen, nicht überspielt zu werden, ‚am Ball zu bleiben' usw. Solche Gedanken sind an sich nicht unberechtigt. Die Kirche ist in der Welt; und wie der Menschensohn essen und trinken musste, so bedarf auch die Kirche irdischer Mittel. Aber diese Gedanken können so sehr das Übergewicht bekommen, dass schliesslich der Zweck all dieser Bemühungen, die Heiligkeit, die der Wille Gottes ist, beinahe vergessen wird. Die Heilige Schrift berichtet von einem Manne namens Oza, der die Bundeslade mit seiner Hand stützen wollte, als sie bei einer Überführung vom Wagen zu fallen drohte. Der Herr zürnte Oza und liess ihn tot umfallen. Die Sorge um die Sicherheit hatte Oza die Heiligkeit der Bundeslade vergessen lassen. Er glaubte sie im Notfall wie eine andere Kiste vom Sturz retten zu müssen. Auch wir sind oft in Versuchung, die Sorge um die Sicherheit der Kirche für wichtiger zu nehmen als die Sorge um ihre Heiligkeit. Und wir sind versucht, die Methoden dieser Welt zur Bekämpfung der Feinde Gottes doch für wirksamer zu halten als Gebet und Fasten, die der Herr als Mittel zur Dämonenaustreibung nennt. Es ist die Versuchung der kollektiven Assimilation, der schon das Volk Israel erlag mit seiner Forderung an Gott: ‚Wir wollen sein wie die übrigen Völker.' Aber wenn das Volk Gottes wird wie die andern Völker, hört es auf, die Stadt auf dem Berge zu sein. Und der Widerspruch, auf den es stösst, ist nicht mehr unterscheidbar von den tausenderlei Widersprüchen, die in der Welt gegeneinander streiten.»

Zur gleichen Zeit und zum gleichen Thema sprach Prof. Volk (Münster) über den «schmerzlichen Widerspruch» der evangelischen Christenheit gegen die katholische Kirche. Obgleich sich vieles im gegenseitigen Verhältnis gebessert habe in Deutschland, ja dieses «günstiger ist als je zuvor», bleibe es doch so, «dass die katholische Kirche mit unveränderter Entschiedenheit abgelehnt wird».

«Die katholische Theologie lebt und arbeitet in dem Bewusstsein von dem Widerspruch der evangelischen Christenheit gegen die katholische Kirche. Sie hat diesen Widerspruch und sich selbst tausendfach überprüft und tut dies ständig. Sie weiss sich trotz dieses Widerspruchs vorbehaltlos und mit Dankbarkeit gegen Gott in der wahren Kirche und in ihr geborgen... Die Treue der Kirche zu Christus ist von Christus verheissen und gewirkt und nicht von den Menschen aus dem Eigenen beansprucht und geleistet.»

Endlich zum dritten Thema: Hier wirkte sich die Gleichzeitigkeit der Reden am weitaus ungünstigsten aus, denn es wäre wirklich zu wünschen gewesen, dass die beiden Reden von Prof. Hugo Rahner S.J. (Innsbruck) und Dr. Marga Klompé (Den Haag) allen Teilnehmern zugänglich gewesen wären und zwar nicht nur im disjunktiven Sinn. Gewiss sprachen beide über das gleiche Thema – gewiss auch sprachen beide sehr gut, und keiner «verfehlte» sein Thema, dennoch fassten sie ihre Aufgabe derart verschieden, in einer sich ergänzenden Weise, auf, dass innerhalb des gleichen Rahmens zwei ganz verschiedene Dinge behandelt wurden: Rahner eiferte nach Art einer theologischen Hymne in schwungvoll poetischer Sprache dem hl. Paulus nach im «Rühmen im Kreuze Christi», das er in der «Asthenie» der katholischen Kirche nachgebildet fand, die für uns Glaubenstatsache, Glaubensprüfung und Glaubensfreude ist, in der sich die «Dynamis» Gottes vollendet.

«Überall am Wege der Kirche liegen die Trümmer ihrer verrosteten Waffen, stehen die zerbröckelnden Grabmäler ihrer im Tod so klein gewordenen Grossen. Immer hatte sie einen Moses und einen Aaron, aber immer auch murrendes Volk, immer Abfall und klägliches Versagen. Oft hat sie den Pakt mit dem je Gegenwärtigen zu früh geschlossen, oft hat sie die Zeichen der Zeit zu spät verstanden. Immer waren in ihr kleine, enge, sündige Menschen am Werk – führend, aber hindernd, planend, aber unweise. Die Kirche ist die müde, staubige Pilgerin durch eine Wüste.» Dazu die andere Seite, dass sich das Heilige in dieser Kirche am liebsten in Schwäche hüllt. «Diese Kirche lebt in den Ungelehrten, in den kleinen Nonnen, in den stillen Kranken, sie lebt in den grossen Unmenschlichen, die wir Heilige und die die Welt Asthenische nennt.» Diese Kirche müssen wir lernen zu ertragen; ohne das «uralte Gespensterspiel von der Kirche des reinen Geistes aufzuführen, das durch alle Jahrhunderte geht von Montanus bis Jansenius, bis in die Kammer unseres Herzens. Es ist die teuflische Versuchung, das Reich Gottes nun doch schon auf Erden zu vollenden, sich für einen glorreichen Messias zu begeistern, und also das eigene Versagen abzuschieben in den Lobpreis einer Kirche der Geistigen oder einer Kirche des innerweltlichen Erfolges, der statistisch erfassbaren Fortschritte, der Konkurrenzfähigkeit mit andern Religionsgemeinschaften. Nein ihr Menschen draussen und drinnen, sucht nicht darin die Kirche dessen, der am Schandpfahl auch heute noch aufgehängt ist nud nur so, nur so alle an sich ziehen will!» – Diese Kirche gilt es zu lieben. «Wenn du das Wort ‚Kirche' hörst, dann wisse, dass man dir spricht von der heiligen Gemeinschaft der Glaubenden. Diese Kirche ist am Sterben: aber ihr Sterben führt uns ins andere Leben, aus der Schwäche in die Kraft, aus der Verachtung in die Glorie... darum lasst uns singen das Loblied auf den Tod der Kirche» (Cyrill von Alexandrien).

Diese Rede, die wie keine andere die Zuhörer ergriff, hat jedenfalls gezeigt, dass das Volk der Dichter und Denker keineswegs ausgelöscht ist unter der Nüchternheit moderner Technik und der Verderbnis unserer Sprache durch einen flachen Journalismus. Wenn das Pathos nur nicht hohl, sondern echt ist, wenn nicht Phrase mangelnden Geist ersetzt, fühlt auch der einfachste Mann sich durch schöne hymnische Worte festlich gehoben und getröstet, gerade der Deutsche.

Ganz anders sprach, wie wir sagten, zur gleichen Zeit die praktische Holländerin *Dr. Marga Klompé*. Ihre Worte klangen wie ein nüchterner Rechenschaftsbericht jener Kirche, die «personalistisch und universalistisch zur gleichen Zeit» ist in unserem «Jahrhundert der Paradoxe», in dem der Mensch so «bitter einsam» geworden ist. Der Mensch, der «sich eigentlich in einer Pubertät befindet und die Synthese nicht finden kann».

Nüchtern folgen sich Zahlen auf Zahlen in unerbittlicher Bestandesaufnahme. Prozentual zur Weltbevölkerung geht der Anteil der Kirche zurück. In Asien, wo mehr als die Hälfte der Menschheit lebt, ist ein Prozent katholisch, ein Teil davon verfolgt. In Afrika sind 8% katholisch. Aber der Nationalismus wächst. Eine gute Entwicklung bahnt sich trotzdem an, jedoch fehlt es an Priestern. Südamerika ist zu mehr als 90% katholisch, aber der Priestermangel ist erschreckend. Der Kontinent reift für den Kommunismus. In Europa wohnen rund 50% aller Katholiken. 50 Millionen davon hinter dem Eisernen Vorhang. Wie lange werden sie standhalten? Westeuropa hat auf 938 Seelen einen Priester. Und was zeigt sich? «Eine Gesellschaft, die nicht mehr durch das Gebot der Nächstenliebe beherrscht wird, Gott wurde offiziell der Abschied gegeben.» Mutlosigkeit, ja Angst unter den Katholiken. Die Masse der Einsamen. Unsere Unfähigkeit, die Grundgedanken des Christentums harmonisch dem profanen Leben einzugliedern. Kurz, ein recht trauriges Bild im Ganzen: die Schwäche der Kirche. Es folgt eine *Untersuchung der Faktoren, die zu dieser Lage führten:* 1. Gegenüber der farbigen Welt war es vor allem das Überlegenheitsgefühl der Europäer, selbst der Missionare, die dort grosse Erfolge verhinderten. 2. Ein zu *statisches Regieren der Kirche als Ganzes*, «und wahrlich nicht nur in dem, was ihre Verwaltungssphäre betrifft». Der Ballast nicht mehr passender Formen wird zu spät abgeworfen. Beispiele...

«Im Bereich der Verwaltung denke ich an die Autonomie der Diözesan- und Kirchenprovinzen und das Nebeneinander, die ungenügende Zusammenarbeit der Missionsorden in den farbigen Kontinenten. Müssen wir nicht mit moderneren Mitteln zu neuen Formen gelangen, auch innerhalb der Kirche, um mit der wachsenden Einheit ausserhalb Schritt zu halten? Ich denke dabei nicht so sehr an eine weitergehende Konzentration, sondern eher an eine *Dezentralisation*, von Rom aus gesehen, an regionale Verbindungen... Daneben aber auch an eine grössere Selbständigkeit für

Gebiete wie Afrika und Asien.» 3. «Ein Mangel an felsenfestem Glauben... Wieviele blicken über den Horizont ihrer Pfarrei, ihrer Diözese, ihres Landes hinaus? Das Bewusstsein, dass wir die Wahrheit besitzen, dass Gott immer mit der Kirche ist, die Jahrhunderte vor und hinter sich hat, mit andern Worten, das Gefühl, geistliche Garantien zu haben, hat uns oft satt und behäbig gemacht. Ist es dann ein Wunder, dass der Streit zwischen dem Statischen und dem Dynamischen in der Kirche oft so unfruchtbar ist, warten nicht auch wir für Neuerungen in der zeitlichen Ordnung zu sehr auf die Richtlinien der Kirche, indem wir vergessen, dass wir selbst verantwortlich sind, dass diese zustande kommen? Auch der Laie hat hier seine eigene Verantwortung.»

Nach solch kritisch düsterem Bild, das die Kirche in der Schwäche zeigt, konkret und sachlich trocken, folgte nun nicht minder eingehend und praktisch der Erweis, wie «Gott unsere Schwäche gebraucht, um seine Pläne zu verwirklichen». Setzen wir wenigstens verkürzt diese Betrachtung hierher:

1. «Die Fehler der europäischen Christen, namentlich im vorigen Jahrhundert, haben die Kirche einen grossen Teil ihres Einflusses einbüssen lassen... Und doch hatte dies alles eine günstige Auswirkung in dreifacher Hinsicht: a) Unter dem Einfluss unchristlicher Geistesströmungen wurde die christliche Menschenlehre in der katholischen Gemeinschaft vertieft und bereichert», so zum Beispiel unser Bewusstsein von Karitas, wenn auch die Kollektivierung der Karitas durch den an sich richtigen Grundsatz der *Sachkenntnis* gleichzeitig die christliche Bedeutung und den Gehalt der Karitas bedrohen können.* b)«...Als Gewinn ist es anzusehen, dass die profane Welt aus der Bevormundung entlassen und die Eigenständigkeit der Welt entdeckt wurde... Das Verständnis für das Wesen der Kirche und die Stellung des Laien wurde vertieft und bereichert.» c) «Im Gegensatz zur Selbstgenügsamkeit des letzten Jahrhunderts stellen wir heute wieder bei vielen einen religiösen Hunger fest.»

2. «Der Verlust des europäischen Einflusses in Asien und Afrika trifft die christlichen Missionen. Menschlicherweise ist das ein Misserfolg; im göttlichen Plan jedoch bringt er Gewinn, denn besser als früher verstehen wir, dass diese Völker das Recht haben als Ebenbürtige behandelt zu werden, mit Achtung vor ihren alten Kulturen und oft anders gearteten religiösen Haltung. Man sucht nun überall in der Kirche nach neuen und modernen Mitteln, die Botschaft Christi in einer diesen Völkern angepassten Art zu verbreiten. So wächst der innere Reichtum der Kirche, die alle Völker, aber auch alle Kulturen letzten Endes in sich aufnehmen muss.»

3. Selbst die Verfolgung in kommunistischen Ländern zwang uns zur Besinnung auf unseren mangelnden Gemeinschaftssinn.

4. «Das Bewusstsein, dass die Spaltung Europas – mit allen ihren nachteiligen Folgen für die Verbreitung der christlichen Botschaft – in der Zerrissenheit des Christentums ihren letzten Grund hat, in der Trennung der katholischen Kirche und der protestantischen Kirchen, dieses Bewusstsein hat das Gespräch zwischen den Kirchen wieder zustande gebracht... ein Gespräch, in dem man nach den Elementen sucht und gräbt, die man als authentische christliche Botschaft beim andern entdecken kann, ein Gespräch, bei dem man in gläubiger Achtung die gegenseitigen Anliegen zu erforschen und voneinander zu lernen sucht.

...In der schmerzlichen Zeit, die die Kirche mit so vielen, die in der Verfolgung leben, heute erleidet, sind wir als Kinder unserer Zeit – ängstlich und zuviel auf unsere Leistung vertrauend – rascher geneigt, den Kopf sinken zu lassen. Wir vergleichen die Stellung der Kirche von heute mit der im Mittelalter. Das ist jedoch nicht richtig. Ihre Stellung und Erscheinungsform der profanen Welt gegenüber wird eine andere werden, ja ist schon anders geworden; aber wagt es einer in diesem Saal, zu sagen, dass vom Standpunkt der Sendung der Kirche, nämlich die Heilsbotschaft zu bringen, die Stellung eine schlechtere ist? Selbst abgesehen von unserem Glauben zeigen die *Tatsachen*, dass der Heilige Geist mit der Kirche ist, trotz aller Rückschläge und trotz allen Verfalls.»

Diese so nüchternen und doch so tapferen und von echter Liebe zur Kirche getragenen Ausführungen bildeten zu Rahners theologischer Grundlegung eine fast notwendige Ergänzung, weil sie die dem Menschen so schwer fallende «Übersetzung» des Glaubens in die heute greifbare Umwelt darstellen.

Wir haben diese Bruchstücke aus den grossen Referaten hierhergesetzt, weil kein Teilnehmer sie alle hören konnte und nur wenige Prozent werden sie wohl später gedruckt erwerben. Es sind darin, das wird man deutlich ersehen haben, trotz aller Abstinenz, die sich der Katholikentag von Köln gegenüber Tagesfragen glaubte, auferlegen zu müssen, doch zahlreiche und gewiss nicht oberflächliche Kritiken enthalten, die der Erwähnung und weiteren Betrachtung sehr wohl wert sind. Stimmen zu einer wirklichen «Busse», zu einer geistigen Umbesinnung sind laut geworden aus dem Mund dieser Redner, die ganz gewiss nicht einer üblen und kleinlichen Kritiksucht, sondern einer echten Liebe zur «Mater Ecclesia» entstammen, die der in der Schweiz lebende Dichter Bergengruen in einer Feierstunde am Abend vor dem Dom in so herrlichen Worten zu preisen wusste. Es wäre schade, sollten sie verklingen ohne praktische Gestalt anzunehmen. Wer aufmerksam auf sie hinhört, könnte, da sie sich auf wenige gemeinsame Züge unschwer zurückführen lassen, versucht sein, gerade diese gleichsam von unten aufsteigenden «Bitten» nun zu den *Richtlinien* der nächsten Arbeitskreise zu machen! So möchte der eine Katholikentag organisch zum andern hinüberführen.

Die Aussprachekreise

Neben die Grossveranstaltungen traten diesmal in ausgiebiger Weise die zahlreichen Aussprachekreise. Viele davon waren offiziell vom Lokalkomitee des Katholikentages eingerichtet worden. Sie standen ganz im Zeichen der Dezentralisation und waren offenbar so gedacht, dass sie jeweils hundert Personen nicht überschreiten sollten. Ungefähr vierzig solcher Kreise zählt ein eigenes jedem Teilnehmer beigegebenes Programm auf. Es wurde hier etwa gehandelt von der christlichen Bildung heute, von der Bedeutung der Familie, von der Karitas im Dienst der Kranken, von Koexistenz und christlichem Gemeinschaftsgeist, von Welt und Mensch im Licht der Naturwissenschaft und des Glaubens, von der Selbstverwaltung als Ziel christlicher Existenz, von Ehe und Ehelosigkeit als Anruf und Auftrag Gottes, von der Verantwortung für die Schule usw. Die Teilnahme war völlig frei und es konnte niemand wissen, wieviele Personen sich in einem Kreis einfinden würden. Der Ablauf war gewöhnlich dieser, dass am Anfang ein einführendes nicht zu langes Referat stand und sodann Gelegenheit zur Aussprache geboten wurde. So wurde dem Bedürfnis vieler, nicht nur Hörer zu sein, sondern auch da, wo sie glaubten, etwas sagen zu können und zu müssen, Rechnung getragen. Ein Überblick über das Ergebnis und die Fruchtbarkeit dieser Aussprachen steht mir nicht zur Verfügung. Dort wo ich selbst solche Kreise besuchte, waren sie äusserst lebhaft und anregend. Herausgegriffen sei die auf zwei Nachmittage angesetzte Aussprache über aktuelle Fragen im geistigen Leben Deutschlands und Frankreichs. Die Zahl der Anwesenden schwankte zwischen 60 und 100. Es beteiligen sich naturgemäss (etwa zu gleichen Teilen) Franzosen und Deutsche (unter den letztern in steigendem Ausmass auch Ostdeutsche. Die Diskussion war so lebhaft, dass die jeweils angesetzten zwei Stunden nicht ausreichten und ein dritter Aussprache-abend angesetzt wurde. Was aber mehr ist, man einigte sich, ohne gewisse tiefgreifende Unterschiede der beiden «Katholizismen» zu verwischen und aufzulösen, auf gemeinsame Grundprobleme, die jeder nach seiner Art angreift (so z. B. in der Frage der Missionierung, in der der Deutsche zunächst auf Blockbildung ausgeht, mittels dessen er dann die Hand zur Zusammenarbeit mit andern Gruppen ausstreckt und strahlkräftig wird, während der Franzose heute unmittelbar den Einzelnen in die nichtchristliche Umwelt auf allen Lebensgebieten stellt). Beide Eigenarten haben ihre Gefahren, beide ihre Vorteile, sie können einander helfen, zum wenigsten darin, dass keiner seine Eigenart verabsolutiert und als das allein gültige katholische Zeichen ansieht; seine Grenzen also erkennt und sich das Herz für andere Möglichkeiten offen hält. Bemerken wir noch, dass die Zeitschrift «*Dokumente*», eine Zweimonatsrevue im Dienste der Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit, in deren Räumen diese Diskussionen stattfanden, auf den Katholikentag eine Nummer herausbrachte, in der die wichtigsten Länder Europas durch je einen prominen-

* Auch Spaemann hat auf diesen Sachverhalt in bezug auf die Hilfe an unterentwickelte Gebiete sehr nachdrücklich hingewiesen.

ten Vertreter derselben eine Selbstdarstellung ihres Katholizismus geben, während Friedrich Heer es versucht, die Tiefe der Umgestaltung dieser Länder durch die Kirche bei Wahrung und in der Fruchtbarmachung ihrer Eigenart auszuloten. Wenn Heer dabei glaubt, über Deutschland im Vergleich zu Irland, Frankreich, Italien, Spanien ein weniger gutes Urteil abgeben zu müssen, insofern es noch nicht in seinem innersten Atomkern missionarisch aufgebrochen sei, so mag dies als sehr anfechtbare aber jedenfalls zum Denken anregende These gelten, die sich den obengenannten Anregungen beigesellt. Das Heft fand denn auch bereits weit über den katholischen Raum hinaus Beachtung und Abnehmer.

In andern Aussprachen fand ich ein ähnliches Bild. Jedenfalls dürften diese Aussprachekreise den in der Öffentlichkeit der Hauptversammlungen weniger zur Sichtbarkeit gelangenden *praktischen* Anliegen, die dem konkreten Menschen auf der Seele brennen, nun doch zu ihrem Recht verholfen haben. Die Riesenarbeit, sie zu koordinieren und nicht wieder in das Unbewusste hinabgleiten zu lassen, liegt nun freilich beim deutschen Katholikenkomitee, das ja seit einigen Jahren eine permanente Einrichtung geworden ist.

Wagen wir zum Schluss einen gesamthaften Eindruck wiederzugeben, bei dessen Formulierung wir uns der Gefahr, subjektiv zu urteilen, wohl bewusst sind. Trotz seiner über allen Zweifel erhabenen Treue des deutschen Katholizismus zur katholischen Kirche, mottet in ihm eine gewisse Unzufriedenheit, die ihn seiner Kirche nicht so recht schlicht und einfach froh werden lässt. Wo uns ganz unmittelbar warme herzliche Liebe zur Kirche aus den Reden entgegenschlug, kamen die Redner aus dem Ausland. Es mag dies zum Teil dem Einfluss des Protestantismus zuzuschreiben sein oder einer gewissen ängstlichen Rücksichtnahme auf diesen, den man ständig seitlich im Auge hat, und weshalb man nur ja nicht zuviel von Stolz auf die Kirche zeigen wollte. So war auch das Bekenntnis zur eigenen Schuld nicht überall unbedingt überzeugend. Man hatte jedenfalls nicht den Eindruck eines unbedingt ernstlichen praktischen Vorsatzes, sich zu bessern, was doch zu ehrlicher Reue unerlässlich wäre. Statt dessen war nicht ganz selten ein Anflug von Romantik verspürbar, jenes deutschen sogenannten «Geburtsfehlers», der ihn immer wieder Scheinlösungen als Ausweg der Ratlosigkeit bis zum bitteren Ende versuchen lässt. Das meinen wir nicht so sehr bei den Rednern, sondern mehr in den Reaktionen der Hörer beobachtet zu haben. Was nämlich die Redner an Positivem sagten, fand weit mässigern Beifall als Worte der Kritik, die jeweils schon eine zustimmende Erregung hervorriefen, ehe man noch wusste, was denn nun kritisiert wurde. Wir nenenn das einen Anflug von Romantik, eigentlich ist es ihre Voraussetzung. Wo das Herz von einer mehr unbestimmten Unbefriedigtheit erfüllt ist, neigt es jeder beliebigen Lösung zu, die alles Gegenwärtige verwerfend ein Neues – gleichviel welches – zu bringen verspricht. Je unbestimmter dieses zunächst ist, desto besser. Vielleicht trug dazu auch die schon oben mehrfach genannte Abstinenz vom Politischen bei, die es eben verhinderte, dass der *ganze* Mensch sich angesprochen fühlte. Oder müssen wir richtiger sagen, man sucht ein Symbol? Ein Symbol ist ein Zeichen, das sehr konkret sein kann und bestimmt, es wird aber geliebt, eben nicht um seiner selbst willen, sondern um des Grösseren, nicht ganz Darstellbaren wegen, auf das es hinweist, das es vermittelt, das es vielleicht enthält. Nach einem solchen Symbol sucht der Deutsche notwendig. Die Nachkriegsjahre mit ihrer grenzenlosen Enttäuschung haben das zeitweilig verdeckt. Man sagte, er sei nüchtern und sachlich geworden. Heute, so will es uns scheinen, ist diese Nüchternheit am Schwinden. Das ist gewiss kein Schaden, im Gegenteil, es ist der erste Schritt, damit der Deutsche sich wieder finde. Das Suchen nach Symbolen ist eine urmenschliche und von Gott gegebene Wohltat, in der sich des *ganzen* Menschen Bestimmung zur Ewigkeit ausdrückt. Wenn es im Deutschen stärker als in manchen andern Völkern sich findet, so ist das ein Vorzug, nicht ein Nachteil der Deutschen. Aber freilich, auch dieser Vorzug hat seine Gefahr. Das falsche Symbol, das letztlich einer Traumwelt entspricht, verleitet zu Katastrophen, die grösser sind als die Irrwege anderer. Heute ist dem Deutschen noch kein neues Symbol aufgegangen, aber der Boden bereitet sich dazu. Die Kirche als Zeichen Gottes wäre ein echtes Symbol, ja sie wäre *das* Symbol. Aber die Glaubensspaltung hindert selbst den Katholiken, sich dieses Symbols restlos zu erfreuen. Das ist des Deutschen Tragik. Kaum ein Volk ist so wenig geeignet, eine Glaubensspaltung zu ertragen, wie das deutsche, und doch ist nun gerade ihm dieses Problem zur praktischen Lösung aufgegeben. Wahrlich, nur durch Beten und Fasten kann dieser «Auszug aus sich selbst», wie Stadtpfarrer Hanssler es nannte, bewerkstelligt werden und es bleibt als Trost dieses Katholikentages: Das Bild der nächtlich mit Betern gefüllten Kirchen.

M.Galli

Das innere und äussere Prinzip der Kirchenbaukunst

In Nr. 14/15 der «Orientierung» 1956 sucht *Prof. Dr. Linus Birchler* dem hymnischen Ronchamp-Jubel ein Ende zu setzen. Er führt zuerst kritische Stimmen von Künstlern und Architekten an, die wir sehr wohl zu hören und zu beherzigen, aber auch kritisch zu würdigen haben.

Wenn dann im Folgenden L. Birchler das Gefühl von Senkrecht und Waagrecht – mit andern Worten von Stand und Fall – als das Urelement der Architektur betrachtet, sich an J. W. Goethe lehnend, so ist das *eine* Meinung, und zwar die auf der statischen, äussern Sicherheit fussende, der gegenüber die Auffassung der innern Harmonie und Sicherheit steht. Damit schneiden wir das noch unerforschte Gebiet der Architekturpsychologie an: Die äussere, traditionelle Vertikal-Horizontal-Architektonik entspricht dem seelischen Bewussten, während die innere, gewachsene Formgebung dem psychischen Unbewussten und damit der eigentlichen psychischen (Ur-) Heimat entspricht. So ist denn auch der Vertikalismus, die Symmetrie und Achsialität reine Konstruktion, während die gegenteilige Bauform dem natürlichen Wachstum entspricht. Die Bewusstheit will statische, äussere Sicherheit (die senkrechte Klagemauer ist der «letzte Trost»). Sie verdrängte auf Grund traditionell-konventioneller Anschauungen die Gestaltung aus dem seelischen Unbewussten, dem das organische Denken weitgehend entgegensteht. Dem Unbewussten ist der Raum weit mehr als die organische Funktionalität. Man kann nicht von «raummässigem Denken der Spätzeit» sprechen, denn eben dieses Denken ist das Ureigentliche, Ursprüngliche, «Psychische».

Le Corbusiers Kirchenbau, der der Konik, dem wachsenden Emporsteigen (wie es auch, freilich auf anderer Ebene, den gotischen Kirchtürmen eigen ist) zum Durchbruch verhilft, vermag durch seine Proportionalität eine sofortige Konzentration zu erwirken. Die zusammenlaufende Linie, die dadurch zustande kommt, dass der Boden gegen den Chor hin ansteigt

und sich die Wände gegen den Altarraum hin immer mehr neigen[1], lässt den Blick beinahe «automatisch» nach vorne schweifen. Ob wir den Kirchenraum durch das schön bemalte, den Schöpfungsakt darstellende Hauptportal oder durch den Werktagseingang betreten, immer haftet der erste Blick am liturgischen Zentrum: am Altar und an dem darüberliegenden Gnadenbild. So hat man zwar nicht jenes traditionelle Gefühl der statischen Sicherheit, aber dafür das weit «wertvollere Gefühl» – besser: die Gewissheit – der von vorn und oben kommenden Sicherheit. Hier liegt die (falsche) Sicherheit nicht im Bau, sondern der gewachsene Bau zeigt und weist darauf hin, woher die einzige Sicherheit kommt.

Allerdings wird das Senkrecht-Waagrecht-Gefühl nicht einfach vergewaltigt, es kommt durch die Fensterlukenkompositionen zu seinem «traditionell angestammten» Recht.

Nach diesen allgemeinen Erwägungen kommen wir noch auf Einzelheiten zu sprechen: Die von *L. Birchler* angegriffene konvex gebogene Altarwand mit ihren «winzigen quadratischen Löchern» ist Symbol für den Himmel[2]. Der Altar erscheint so als Mittler zwischen dem andächtigen Beter und der himmlischen, ewigen Gottheit. Von einer «absoluten Bilderfeindlichkeit» kann nicht gesprochen werden, denn nicht nur finden sich Glasgemälde, ein in farbigem Email gestaltetes Hauptportal, sondern auch die verschieden geformten, asymmetrischen Fensteröffnungen stellen in ihrer Anordnung ein Bild dar; oder besser: sie machen ein Gemälde überflüssig, indem sie plastisch unter Zuhilfenahme des Lichteinfalls gestalten, was der Holländer *Mondrian* in den vierziger Jahren malerisch-kompositorisch darstellte. Im übrigen finden sich ähnliche Fensterformen auch an südspanischen Wohnhäusern und Herrschaftshäusern der beiden letzten Jahrhunderte; sie wurden nicht einfach von Le Corbusier «erfunden»[3]. Die Einfachheit, aber grosse Ausdruckskraft der bemalten Fensterscheiben, die teilweise ebenfalls das Schöpfungsgeschehen oder doch Schöpfungselemente auszudrücken suchen, erinnert an die Wandzeichnungen *H. Matisses* in der Dominikanerinnenkapelle von Vence. Und schliesslich wurden die an den Aussentüren und -treppen verwendeten Farben bildhaft benützt und miteinander verbunden. – Die Isolation der in den Türmen untergebrachten Seitenkapellen geschah aus praktischen Erwägungen: Der Priester soll in diesen Nebenkapellen seine Messe in Ruhe, ohne Störungen lesen können; das Kommen und Gehen der wallfahrenden Gläubigen vermag keinen störenden Einfluss mehr auszuüben.

Der Einwand, man wallfahre nicht mehr zu Notre-Dame-de-Ronchamp, sondern zu Le Corbusier, besteht zu Recht. Allerdings wäre es sehr interessant, anhand einer religionspsychologischen Untersuchung festzustellen, ob nicht bei gar manchen andern Wallfahrtsstätten der Name oder ein imposanter Bau das den Frommen ganz primär Anziehende sei.

Wir müssen uns nun noch fragen, ob Le Corbusiers Kirchenbau nicht doch auch in seiner äussern Form symbolische Ausdrucksfähigkeit hat. Ist es denn wirklich ein Zufall, dass der die Anhöhe zur Kapelle Ansteigende durch das Gefühl eines ihm nahenden Segelschiffes, das auf das Pilgerhafte des menschlichen Daseins, das in seinem seligen Beschluss zum Ziele kommt, *hinweist*, getroffen wird? Ist es nur ein Zufall, dass der im Kirchenraum sich Befindende in einem Zelt zur Rast zu sein glaubt, von welchem Zelt aus er den Blick nach vorn, zum ewigen Ziel hin richtet?

Und noch etwas gilt es zu beachten: Le Corbusier musste die Kapelle von Ronchamp unter der Bedingung der Schusssicherheit erstellen. Von zwei Kriegen wurde die alte, auf einem strategisch wertvollen Aussichtspunkt gelegene Wallfahrtskapelle zertrümmert. Für die Zukunft soll diese aber – so bestimmte die Gemeinde von Ronchamp –, aus Zement erstellt, möglichen Angriffen trotzen. Von da her hat manches, das wir als architektonische Spielerei auffassen, oder das uns als künstlerische Schaffung begegnet, einen rationalen Hintergrund, der doch nicht einfach geleugnet werden darf, obwohl Le Corbusier diesen durch seine Gestaltung zu verbergen vermag.

Ohne dem Jubel der hymnisch Schreienden beizustimmen, kann doch gesagt werden, dass Ronchamp, weit eher als die starre herkömmliche Architektur, der seelischen Gegebenheit freien Raum lässt. Der Kirchenbau ist hier nicht nur «architektonisch eingekleidetes Dogma», sondern Kult- und Andachtsstätte, die dem Gläubigen ermöglicht, seiner – verwenden wir nun das in der protestantischen Dialektik als ketzerisch verschrieene Wort – Frömmigkeit Ausdruck zu verleihen und sie wirklich zu *leben*.

Willy Canziani, Donath

[1] Prof. L. Birchler schreibt, die Wände seien nach oben zurückweichend. Das trifft nur für die hintere Hälfte des Kirchenraumes zu, denn die Wände nähern sich oben in der vordern Hälfte.

[2] So empfinden fast alle, die nach Ronchamp wallfahrten. Vielleicht wird auch Herr Prof. Birchler demselben Eindruck erliegen müssen, sobald er die Kapelle selbst – nicht bloss von Abbildungen her – kennen lernen wird. – Die beste Sammlung von Abbildungen ist heute das Büchlein von *Henze*: «*Ronchamp, Le Corbusiers erster Kirchenbau*» (Paulus-Verlag, Recklinghausen).

[3] Hübsche Illustrationen liefert dazu das Spanienheft der «*L'Art Sacré*»; Mai/Juni 1956 (Paris).

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger u. Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Biographische Neuerscheinung

Albert Niedermeyer

WAHN, WISSENSCHAFT UND WAHRHEIT

Lebensbekenntnisse eines Arztes

536 Seiten, Leinen S 120.—, sfr. 20.—

Der Ruf des Wiener Pastoralmediziners ist weit über seinen Wirkungskreis hinausgedrungen. Sein Buch ist «ein Bekenntnis zu den obersten Prinzipien des natürlichen und übernatürlichen Lebens», und zwar mitten aus der reichen Erfahrung eines wechselvollen Lebens, heraus aus den Niederungen eines spätbürgerlichen Liberalismus und einer positivistischen Besessenheit, hin zur Wahrheit. Dieser Lebensabriss ist in gleicher Weise Rechenschaftsbericht eines bedeutenden Forschers, Geistes- und Zeitgeschichte einer sturmbewegten Vergangenheit, Zeugnis auch eines Kampfes für das Leben.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN - MÜNCHEN

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photoreparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

PP Zürich 1

Buchdruckerei Büchler & Cie. AG., Zürich